

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 51

Artikel: "... und an den Menschen ein Wohlgefallen"
Autor: Geldner, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„... und an den Menschen ein Wohlgefallen“

Albert Schweizer und sein Werk

VON ANTON GELDNER



Albert Schweizer schrieb Wesentliches über Bach und seine Kunst; er ist Verfasser zahlreicher, rein theologischer Schriften über Orgelbau; er gab zu zwei Bänden die deutsche Ausgabe des von ihm selbst verfassten Werkes über die Orgelbaukunst heraus. Im Jahre 1928 wurde er Träger des Goethe-Preises.

Albert Schweizer an der kleinen Orgel der hiesigen Kirche. Hier ist er für die Konzerte, die er bei seinen europäischen Zeitschenenbesuchen in den großen Domen fast aller Städte Europas gibt.

Es ist erregend, in einer Zeit, die alles spezialisiert und allen Kräften nur begrenzten Raum gibt, noch Menschen zu treffen, deren Wirken eigenwillig und stark und vielseitig über alle Normen hinauswächst. Man trifft sie selten. Aber sie sind doch da und verwirren durch die Art, die es möglich macht, daß ihre Persönlichkeit in gleichmässiger Weise vervollständigt erscheint.

Da gibt es einen Mann, dessen Name in mehreren weit auseinander liegenden Bezirken menschlichen Schaffens gleich große Bedeutung hat. Sein Name steht auf den Programmen großer Orgelkonzerte; er findet sich im Vorlesungsverzeichnis der philosophischen Fakultäten bedeutender Universitäten und wird in den Katalogen wissenschaftlicher Verlage genannt; dieser Mann gilt als autoritative Instanz in den Dingen des Orgelbaus und gendlicher theologischer Fragen; er wird in medizinischen Kreisen achtsamvoll genannt und bedeutet in einem großen abgelegenen Gebiete Afrikas die letzte Hoffnung vieler Eingeborenen. Albert Schweizer, der Sohn eines Pfarrers aus einem versteinerten Dorf in den Vogesen. Jüngere nannte einmal Albert Schweizer den merkwürdigsten Menschen dieses Jahrhunderts. Und das Leben Schweizers scheint ihm recht zu geben.

Albert Schweizer wurde im Jahre 1875 in einem kleinen oberelsässischen Dorf geboren. Die Hilfe von Verwandten ließ den Jungen das Gymnasium besuchen. Dann studierte er in Straßburg, Paris und Berlin Theologie und Philosophie; machte anschließend seinen Doktor in der Philosophie und Theologie; studierte aber immer dazwischen Musik und Orgelbau; suchte und bekam Stipendien, die das Studium möglich machten, schrieb in langen, müden Nächten selbstverständliche Gedächtnisprotokolle, verfaßte gelehrte Aufsätze für gelehrte Zeitschriften und erstärkewischen ganz schillernde Journalistik. Er mußte Geld verdienen, um studieren und leben zu können.

Dann wurde er Prediger in Straßburg und las gleichzeitig an der Universität, spielte Orgel in Konzerten und gab Konfirmations-Unterricht. Und war glücklich.

Als er eines Tages ein kleines Hirt auf seinem Tisch fand, in dem Hirt war ein Aufsatz, der die bittere Not der Eingeborenen in Äquatorial-Afrika schilderte; ein Aufsatz, der von den grausamen Verwüstungen sprach, die Schlafkrankheit, Lepra und weißer Gott für Krankheitsdörfer unter den Stämmen anrichteten. Damals war Albert Schweizer 29 Jahre alt. Er war Doktor zweiter Fakultäten, war Prediger und akademisch



Glimsch im Oberwald, die Heimat Albert Schweizers. Sie gibt ihm jene Sülle, die er zur Vorbereitung seiner Vorträge und Konferenzen braucht.

cher Lehrer und war Meister auf der Orgel. Es schien, als seien in seinem Leben alle zweckmäßigen Vorbereitungen und Berechnungen einbezogen und erfüllt; alle seine Anstrengungen und normalen Ablauf garantiert worden. So schien es seinen Freunden und Bekannten und Verwandten. Aber Schweizer wußte, daß es anders war. Er nahm all die Erfüllungen seiner drängenden Kräfte nicht als etwas Selbstverständliches hin, sondern er näherte sich ihm, überlegte, daß alles, was er erreicht hatte und besaß, große und seltene Gaben des Lebens seien, die zwar demütig genommen werden durften, für die er aber auch einen gebührenden Ausgleich zu schaffen immer bereit sein mußte. Albert Schweizer war kein Phantast und Träumer, kein jenseitiger überheblicher Ideist, die ihre Kräfte aus dem schöpferischen, das sie haben; er war geduldig Realist, der seine Kräfte aus der Liebe holte. Und gerade die Kräfte, deren Ausdehnung allen so abenteuerlich erschien. Er war Doktor der Philosophie und der Theologie; er hatte ein Gehalt als Prediger. Einkommen als Professor, er sah bei seinen Orgelkonzerten gefüllte Säle — aber seine Bestimmung sah er darin nicht. Die fand er in dem kleinen Hirt, das auf seinem Schreibtisch lag und das von dem Verkünder der Schlafkrankheit und Lepra sprach. Albert Schweizer beherrschte als Theologe das Wort. Er hätte also als Missionar nach Afrika gehen können. Aber ihn hatte die brutale körperliche Not der Schwarzen erschüttert. Da wollte er helfen. Der Professor wurde wieder Student und mißte sich in Hige- und Anatomien und Laboratorien um medizinisches Wissen. Seinen Lebensunterhalt



Mütter bringen ihre an Dystrophie (Ruh) erkrankten Kinder zu Dr. Schweizer, damit er sie heilt. Einer der vielen kleinen Patienten auf dem Wege zur Heilung. Oft muß Dr. Schweizer Kinder zur Behandlung aufbringen, deren Krankheiten in Europa unbekannt sind. Nur ein reiches medizinisches Wissen in Verbindung mit großer Erfahrung kann da zu Heilerfolgen führen. Mann mit Elephantiasis, einer Krankheit, die Körperstelle unendlich groß auszuweiten läßt. Ein großer Prozentsatz der Patienten Dr. Schweizers ist von dieser Krankheit befallen. Auch Knochenbrüche und andere Verletzungen heilt Dr. Schweizer ausbilden.



Bei der Errichtung neuer Sozialgebäude hilft Dr. Schweizer an sein eigener reiches und Baumeister tüchtig mit. Hier setzt er Pläne, die eine Hütte zeigen sollen. Ein schwerer Patient muß ihm.



Der an Dr. Schweizers Stellung angrenzende Urwald muß vor der sich ständig ausdehnenden Sozialanlage weichen, und so können die Rodungsarbeiten nie aufhören.



Die Rückaufbewahrung des Spitals. An bestimmten Tagen wollen sich die Eingeborenen mit ihren Waren ein. Dr. Schweizer ist ein weiches und geschickter Großhändler, und die Versorgung seines Spitals mit Lebensmitteln muß für eine ganze Zahl von Negern die wichtigste Einkommensquelle sein.



Patienten werden als gelehrt erlassen. Dr. Schweizer verabschiedet sich von ihnen, die er in die in das ferne hiesige Dörfer ziehen läßt.



Weihnachten, wie wir uns sie wünschen.

«Warum nicht... Sie haben mir gemangelt...»

«Ist das möglich?»

«Sie gefallen mir», Hilde ißt die Suppe, «man fühlt doch gleich, woher Sie kommen. Das Deprimierende bei uns Angestellten ist, daß man fast immer mit Leuten arbeitet, die unglaublich vulgär sind.»

«Beziehen Sie das auf die Direktion?» lacht Rosy.

Hilde verdreht nur die Augen: «Ich hab' Streit mit meinem Verlobten», sagt sie, «das kommt nun alle zwei Wochen vor. Ist es ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?»

«Das kann ich nicht wissen...»

«Nun, Sie leben doch sicher auch nicht immer in absoluter Eintracht mit Ihrem Mann?»

Rosy muß lachen, als sie erklärt: «Wir leben wie alle Leute... können Sie mir einen Rat geben?»

«Schießen Sie los...»

«Sind achttausend Mark viel oder wenig Geld?»

Hilde legt ihre Gabel, die sie zum Munde führen wollte, wieder auf den Teller und sagt: «Donnerwetter, muß es Ihnen im Leben gut gegangen sein, daß Sie noch so naiv sind. Achttausend Mark sind heute für reiche Leute eine Summe. Achttausend Mark in barem Geld... wiederholt sie nachdenklich... damit ist etwas anzufangen... wie kommen Sie darauf?»

«Nun», sagt Rosy, «jemand, den ich kenne, muß sich achttausend Mark beschaffen...»

«Ist es Ihr Großvater?»

Rosy lacht: «Ach nein, für den wäre das eine Kleinig-

keit, aber er würde eher sterben, als achttausend Mark herausgeben...»

«Drum hat er auch Geld», bestätigt Hilde... «Wir armen Teufel sind generös, wir leben alle über unsere Verhältnisse, aber ein so vertrockneter alter Knabe, der noch einen Zahn im Mund hat und halb paralytisch ist, der hält sein Geld zusammen, als ob er noch zweihundert Jahre leben müßte...»

Rosy ist schweigsam geworden.

«Wissen Sie», fährt Hilde fort, «mit den Männern ist es zu allen Zeiten eine Qual. Wenn sie jung sind, sind sie launisch und haben uns alle paar Wochen wieder einmal satt, daß sie uns nicht mehr riechen können. Sind sie alt, dann ist mit ihnen nicht zu leben, weil sie blöd werden. Wir sind immer dazu da, alles einzustecken, die Herrschaften finden es ganz natürlich, daß wir jung und hübsch, ihnen zu Gefallen sind und sie dann, wenn sie alt und marode werden, wie kleine Jungen aufpäppeln.»

«Aber soweit sind Sie doch noch nicht», wirft Rosy ein.

«Komisch... Sie beklagen sich nie über ihren Mann», hebt Hilde wieder an, «aber hab' ich nicht recht? Sagen Sie mir, bitte, hab' ich nicht recht?»

«Sie haben recht», lacht Rosy, «dabei dürfen Sie mir glauben, daß mir's nicht ums Lachen ist...»

«Wegen der achttausend Mark?»

«Wegen vielerlei...»

«Spielt Ihr Mann?»

(Fortsetzung folgt)

«... und an den Menschen ein Wohlgefallen!»

(Fortsetzung von Seite 1641)

schufen Predigten, philosophische, theologische Aufsätze und technische Gutachten über Orgelbau. Er schrieb über Bach und seine Kunst, spielte auf den alten Organen alter Dome, die sich füllten, wenn Einladungen zu seinen Konzerten riefen. Er sammelte geduldig und mühsam Wissen und Geld. Alles nur mit dem einen Ziel: Afrika. Er praktizierte sein Jahr als Medizinal-Praktikant im Krankenhaus. Dann fuhr er endlich nach sechs harten Jahren der Vorbereitung mit vielen Kisten voll Werkzeug, mit Medikamenten und mit seiner Frau, die als Krankenpflegerin ausgebildet war, nach Afrika; stand dort als Doktor dreier Fakultäten, als Professor, Prediger und Meister der Orgel zwischen Urwald, Wasser und Sumpf, rodete, machte Sumpf trocken, schlug Bäume um, baute Baracken, legte Pflanzungen an, züchtete Ziegen, ließ die kranken Eingeborenen zu sich kommen, operierte und linderte Schmerzen, sprach gut zu den Schwarzen, half ihnen in allen Nöten — und war endlich ganz glücklich, weil er Gutes tun konnte. Der Krieg kam. Der Neger-Doktor wurde seinem Werk genommen und kam als Gefangener nach Europa. Er trug geduldig die bittere Isoliertheit und quälende Untätigkeit in den Gefangenenlagern. — Kam dann endlich krank und arm in sein Heimatdorf, in das die Batterien zweier Fronten tiefe Wunden geschlagen hatten. Kaum war der Krieg vorbei, als er schon wieder am Orgelpult saß, um sich die Mittel zu erspielen, die er brauchte, um seinen Schwarzen am Ogowe-Strom den Doktor wiederzugeben. Und als er dann zum zweitenmal an jenem Platz nahe am Äquator stand, den er damals verlassen mußte, fand er, daß Urwald und Sumpf und Gestrüpp sein Spital gefressen hatten. Und Albert Schweitzer rodete wieder, trocknete Sumpf, fällte wieder Bäume und baute Spitalgebäude. Größer und schöner noch als ehemals. Und mehr noch als vor dem Kriege kamen die Schwarzen zu ihrem Doktor und brachten ihre Schmerzen und Krankheiten, damit er sie heile. Auf 300 km im Umkreis ist Albert Schweitzer hier der einzige Arzt.

Heute ist Lambarene, das Urwaldspital, aus den Sumpfgeländen des Ogowe nicht mehr fortzudenken. Häuser, aus Holz und Blech gebaut, beherbergen ständig 250 bis 300 eingeborene Kranke, die von ihren Dorfgenossen oft als unrettbar aufgegeben, hier in Lambarene Heilung suchen und meist auch finden. Da kommen Kranke, denen die Tse-Tse-Fliege die Schlafkrankheit eingimpft hat, da kommen andere, an denen die Lepra frisst oder denen das Sumpffieber das Blut vergiftete; da kommen sie mit ihren Brüchen, Wunden und Qualen; da kommen junge Mütter, die die Hilfe des Doktors bei der Geburt wollen; da kommen andere, die tobsüchtige Geisteskranke gefesselt bringen — und alle kommen voll gläubigen Vertrauens. Viele von ihnen machten einen Weg, der sie viele Tagereisen durch Urwald und gefährlichsten Sumpf leitete, bis sie zu den Wasserwegen kamen, die zum Ogowe und von da nach Lambarene führten, das nur auf dem Wasserwege zu erreichen ist.

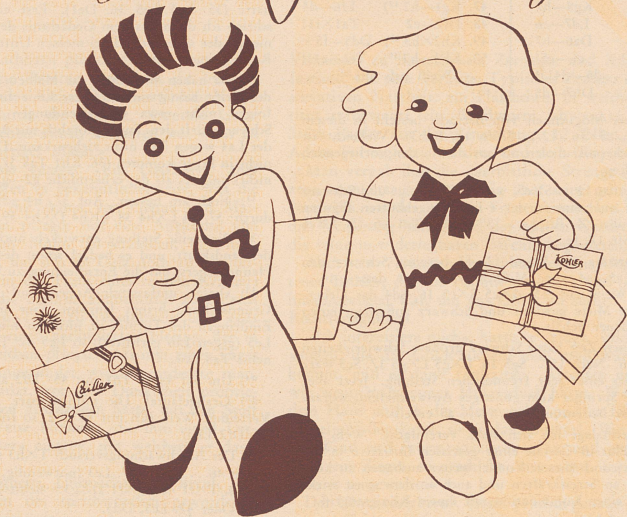
Drei Aerzte und acht europäische Pflegerinnen mußte Doktor Schweitzer im Laufe der Zeit aus Europa kommen lassen, um all denen zu helfen, die Hilfe bei ihm suchen. Ihm selbst aber hilft kein Staat, keine Organisation — nur seine eigene Kraft. Und immer mehr wächst dieses Urwald-Spital. Neue Gebäude entstehen, deren Architekt Albert Schweitzer ist. Pflanzungen für den Lebensbedarf der vielen Kranken wachsen aus gerodetem Boden; Albert Schweitzer läßt Kleinvieh aus Europa kommen und züchtet es selbst in geduldiger Mühe, er macht mühselige Experimente mit Nutzpflanzen, die seinen Spitalgästen Nahrung geben sollen.

Und alle paar Jahre verläßt Schweitzer für eine Zeit Lambarene und Afrika. Dann taucht er auf an den Orgelpulpen in großen europäischen Städten und spielt Bach. — Oder er steht auf dem Katheder europäischer Universitäten und liest über Philosophie. Einige Wochen aber sitzt er versteckt im Dorf seiner Heimat, schreibt angestrengt und liest Korrekturbogen. Und verdient in dieser ganzen Zeit in harter Arbeit die Mittel, die das Fortbestehen seines Urwaldspitals gewährleisten.

Bei seinem letzten Aufenthalt in diesem Jahre in Europa fand ich ihn in seinem oberelsässischen Heimatdorf. Er war hier nicht, weil er sich einen Urlaub gegeben hatte, sondern um Vorlesungen und Orgelkonzerte, die er in England gibt, vorzubereiten. Die Tage fanden ihn am Schreibtisch oder an der kleinen Orgel des Dorfkirchleins, auf der er übt und auf der er auch an Sonntagen zum Gottesdienst spielt.

So sah ich den Doktor dreier Fakultäten, den Professor und Urwaldarzt und großen Menschenfreund an einem Sonntag groß und wichtig wie ein Bauer an der Orgel sitzen und den Dorfbewohnern Bach vorspielen und zu ihren Gesängen begleiten. Und in der tönenden Musik, die diese kleine Dorfkirche füllte, spürte ich die erschütternde und große Melodie eines Lebens und eines Werkes, die in ihrer Weite und Tiefe eine mächtige Symphonie blutvoller Menschlichkeit ist.

Die Gabe der vorsichtigen



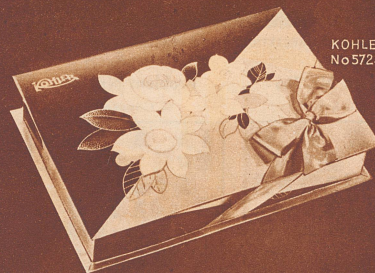
Packung und Inhalt der Geschenkschachteln

Cailler und **KOHLER** harmonieren aufs beste. Sämtliche Chocoladen-

Bonbons dieser Marken sind von ausgesuchter Feinheit und überraschen

durch ihre treffliche Komposition

und ihre künstlerische Form



KOHLER
No 5725



CAILLER
No 5686



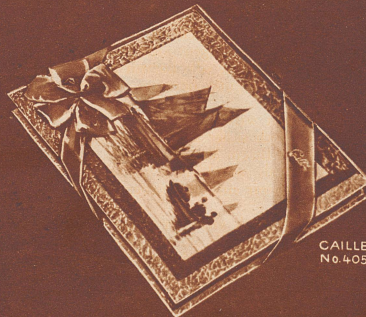
CAILLER
ALBA-JULIA
No 1383



KOHLER
No 1220



KOHLER
No 4043



CAILLER
No 4050